

**Der Liedermacher Linard Bardill sang jahrzehntlang für
Kinder. Dann für Impfskeptiker. Und seit dem Ende der
Pandemie?**

Porträt eines Mannes auf ewiger Suche.

Samuel Tanner

06.08.2022, 05.30 Uhr



«Massiv in die Wand gefahren»: Linard Bardill, fotografiert in seinem Atelier in Scharans.
Annick Ramp / NZZ

Der Liedermacher Linard Bardill aus Scharans im Kanton Graubünden hat als Jugendlicher das Licht gesehen, wie er erzählt. Er war vierzehn Jahre alt, und er war sich sicher, dass Jesus über ihn gekommen sei. Er ging in die Bibelgruppe, er stellte im Wald mit Militärbüchern biblische Geschichten nach. Im Studium der Theologie kam ihm sein Glaube aber abhanden: Gott starb in der Theorie.

Inzwischen glaubt Bardill nicht mehr, dass es allgemeingültige Antworten gibt. Als junger Mann stieg er zwar noch auf die Kanzel, aber er sagt, er habe für sich feststellen müssen: «Auf individuelle Fragen kann es keine kollektiven Antworten geben.» Er verliess die Kirche in der festen Absicht, nie eine neue zu bauen.

Bis heute leitet Bardill aus dem Licht aber die Verpflichtung ab, das Richtige zu tun. Er ist ein Mann auf ewiger Suche nach der richtigen Mission.

Bekannt geworden ist er als einer der erfolgreichsten Kinderliedermacher der Schweiz. Seit Jahrzehnten versucht er mit seinen Liedern, die magischen Jahre der Kinder zu verlängern. In den vergangenen zwei Jahren wurde er aber mit einer anderen Mission bekannt: Er sang nicht vor Kindern, sondern vor Demonstranten.

Bardill war in der Corona-Zeit ein Skeptiker, aber kein Extremist. Wieso ging jemand wie er auf die Barrikaden? Und kann es jetzt, am wahrscheinlichen Ende der Pandemie, eine Versöhnung geben?

«Gesinnungsentlassung»

Die Pandemie hat Linard Bardill erschüttert. Ein langjähriger Freund sagt, sie habe ihn fast in eine Depression gestürzt. Bardill muss sich vorgekommen sein, als kehre eine Vergangenheit zurück, die er überwunden glaubte: Es gab nun wieder allgemeingültige Antworten. Im Fall von Corona kamen sie zwar nicht aus dem Glauben, sondern aus der Wissenschaft. Aber das machte für ihn keinen grossen Unterschied.

Dass Bardill in diesen Pandemie Jahren «massiv in die Wand gefahren» ist, wie er es formuliert, erscheint im Nachhinein fast logisch: Er war ein Künstler, dem die Bühne genommen wurde. Ein musizierender Nähesucher in Zeiten des Abstands. Ein Erleuchteter, der nur noch im Kollektiv angesprochen wurde.

In einer Kolumne schrieb Bardill im November 2021: «Wir sind alle zu Idioten geworden. Und zwar im Urteil der jeweils anderen. Die Geimpften im Urteil der Ungeimpften (. . .), die Narrativgläubigen im Urteil der Ungläubigen.»

Bardill betont immer wieder, ihn interessiere nicht das Festland, sondern die Brücke dazwischen. Er will selbst die Brücke sein. Der Missionar des

Zwischenraums. Aber er weiss natürlich, dass selber zum Ungläubigen wird, wer die anderen als Gläubige bezeichnet – und nicht zur Brücke.

Seit dem Jahr 2018 schrieb Bardill in der «Südostschweiz» eine Kolumne mit dem Titel «Scharanser Zwischenrufe». Im Herbst 2021, nach einigen Kolumnen über Corona, in denen er über Isolation und Hetze nachdachte und darüber, bei einem Impfwang auf die Barrikaden zu steigen, erhielt er die Kündigung. Man wolle mehr Abwechslung bei den Kolumnenschreibern, schrieb Bardill gleich selbst in seiner Kolumne. Er wolle versöhnlich gehen.

Aber er empfindet die Kündigung bis heute als «Gesinnungsentlassung», wie er sagt, «als sehr einschränkend».

Im Februar 2022, als fast alle Massnahmen schon aufgehoben waren, stellte sich Linard Bardill mit einer Gitarre auf die Bühne der Corona-Demonstranten in Zürich Oerlikon. Er wurde vorgestellt als der, dessen Kolumne man gestrichen habe, weil er «zu kritisch» gewesen sei. Bardill sang nicht nur. Er zog den Hut vor den Demonstranten. Er sagte: «Ich habe lange gebraucht, bis ich es geschnallt habe. Vor einem Jahr habe ich gemerkt, dass es mit dieser Zwängerei zum Impfen anfängt. Wir hatten den Impfwang nicht direkt, aber indirekt die Zwängerei.»

Dann sang Bardill ein Liebeslied: «Chum tanz mit mier in da Morga / Chum und tanz mit mier us dr Nacht / Vergesse sind Kummer und Sorge / D'Liebi isch grad verwacht.» Er lächelte, die Gitarre klang aus. Dann rief er: «Ich bin wirklich für Versöhnung, aber nicht vorzeitig. Wir brauchen eine PUK vom Volk!» In den Zeitungen stand nachher nichts von der Liebe, sondern der Satz: «Kinder sollen nie wieder Maske tragen müssen.»

Wer das Video des Auftritts auf Youtube anschaut, sieht einen
bühnengewandten Mann in oranger Jack-Wolfskin-Jacke und vermutet
darunter innere Kämpfe: Was ist jetzt die Mission?

Linard Bardill gibt seit zehn Jahren sogenannte Bettkantenkonzerte im
Kinderspital Zürich und in anderen Spitälern. Er singt dort für kranke Kinder.
Nach seinem Auftritt in Oerlikon teilte ihm das Kinderspital mit, es wolle
künftig auf seine Konzerte verzichten. Bardill schrieb in einer Mail: «Da ich
meine Arbeit mit den kranken Kindern (. . .) nie auch nur im Entferntesten
mit meinen politischen Ansichten vermischt habe, empfinde ich den
Entscheid der Geschäftsleitung als klassische Gesinnungsmassnahme, wie sie
auch und gerade in totalitären Systemen vorkommt. Wer vom offiziellen
Narrativ abweicht, wird ausgeschlossen.»



«D'Liebi isch grad verwacht»: der Liedermacher Bardill.

Annick Ramp / NZZ

Der CEO des Kinderspitals schrieb ihm zurück, er sei in für das Kinderspital zentralen Fragen antagonistisch unterwegs gewesen. In einer Stellungnahme schreibt er: «Wir respektieren die Meinungsäusserungsfreiheit Linard Bardills, seine öffentlich geäusserten Standpunkte widersprechen aber den Massgaben der Fürsorgepflicht des Kinderspitals und stellen unsere

Schutzmassnahmen infrage.» Aus diesem Grund habe das Spital die Zusammenarbeit beendet.

Der Mailverlauf liest sich wie eine helvetische Miniatur der Corona-Jahre: zwei Leute, die nicht miteinander schreiben, sondern gegeneinander. Ein Vertreter der kollektiven wissenschaftlichen Evidenz mit dem Selbstbewusstsein der Mehrheit, ein Vertreter der individuellen Erfahrung mit der Selbstgewissheit der Minderheit.

Neue Wege

Aus dem Licht, das nur er gesehen hat, leitet Bardill noch immer ab: «Ich bin es, der etwas verändern muss – ich würde sagen, es ist ein positives Trauma.»

Er hat im Jahr 2018 als Regierungsrat kandidiert, um die «politische und moralische Krise in Graubünden» nach dem Baukartellskandal zu bewältigen. Er wurde nicht gewählt. Er gibt «Sterben für Anfänger»-Kurse. Er liest die alten Philosophen, um neue Antworten zu finden. In diesen Tagen ist er mit Kindern und Eseln in den Bergen unterwegs. Dann wird er beim Filmdreh eines Freundes mitspielen, der fasziniert davon war, dass Bardill einen Bernstein, in dem ein Skorpion eingeschlossen war, in die Hand genommen und gesagt habe: «Ich spüre seinen Herzschlag.» Der Freund sagt, daraus werde einmal ein Hollywoodfilm.

Bardill arbeitet in einem rostfarbenen Atelier, das der Architekt Valerio Olgiati gezeichnet hat und in dem er einst von dem Musiker Kanye West besucht wurde, weil der sich vom gleichen Architekten eine ganze Stadt bauen lassen will. Als Nächstes organisiert Bardill Ende August das «World Ethic Forum», das eine Forschungsreise zu einer «radikal geteilten Lebendigkeit» sein will. Als eine der Schirmfrauen zeichnet die Halbschwester von Barack Obama.

Wer die Welt von Linard Bardill erkunden will, der bewegt sich abseits der gepfadeten Wege.

Regelmässig macht er zudem offene Abdankungen, die er Abschiedsfeste nennt. «Zeitgemässe Ritualbegleitung mit Linard Bardill», steht auf seiner Website. «Während einstmals die Menschen durch ein gemeinsames Narrativ Trost fanden, geht es heute darum, einen neuen Weg zu pfeifen.» Es klingt

wie sein Leitmotiv. Oder wie sein Glaubensspruch. Bardill sagt: «Ich gebe mir Mühe, in diesen Ritualbegleitungen nicht zu predigen.»

In der Corona-Pandemie sollte für alle der gleiche Weg gelten. Im Widerstand gegen die Massnahmen waren sicher auch deshalb viele, die sich darüber definierten, immer eigene Wege beschritten zu haben. Soziologen fanden heraus, dass der Anteil der Selbständigen überdurchschnittlich war. Unter den prominenten Massnahmenkritikern waren auffällig viele Künstlerinnen und Künstler.

Für den Frieden, um den es Linard Bardill geht, kommt es am Ende der Pandemie darauf an, ob die Mehrheit jeden unterwerfen will, der von der Mehrheit abweicht – oder ob Sonderwege möglich sind, solange sie nicht aus dem Rechtsstaat hinausführen. Aber es kommt auch darauf an, ob die Minderheit akzeptiert, dass es nicht unbedingt bedeutet, sich zu unterwerfen, wenn man den Sonderweg verlässt, um sich der Mehrheit unterzuordnen.

Bardill spricht oft von Dialog, von Versöhnung. Er ist vielleicht ein Prediger geblieben, auch wenn er die Kirche verlassen hat: ein gebrochener Prediger mit wechselnder Mission.

Verschlaufpause

An einem Sonntag im Juni 2022 kehrt Linard Bardill in die Kirche zurück. In seinem weissen Skoda, innen unaufgeräumt wie die Welt, fährt er auf der A 1 nach Worb im Kanton Bern, um in der Konzertreihe «Chilchegüggel» ein Kinderkonzert zu geben. Aber eigentlich beschäftigt ihn gerade anderes, so sehr, dass er oft beide Arme braucht, um angemessen gestikulieren zu können. Er lenkt das Auto mit dem linken Oberschenkel durch die Baustellen der Schweiz.

Nur wenige Minuten nachdem die Fahrt losgegangen ist, sagt er: «Mein Leben ist das Überleben zwischen dem Gott, der gestorben ist, und dem berühmten Satz: «Nur ein Gott kann uns noch retten.»» Dazwischen bewegt sich Bardill in seinem weissen Skoda.

Nach der polarisierten Corona-Zeit kam der Krieg in der Ukraine, und Linard Bardill wundert sich auch da, wie «narrativgläubig» der Mainstream sei. Er selbst bezeichnet sich als absoluten Pazifisten, er sagt, er hätte auch im

Zweiten Weltkrieg den Kriegsdienst verweigert. «Die Stimme des Friedens ist verstummt», sagt er, «aber es braucht sie!»

Zum Glück kommt er nun in Worb an. Bruno, sein Bassist, ist schon da, er trägt ein grünes Hemd und rote Crocs. Sie hangeln sich mit faulen Sprüchen durch den Soundcheck. Dann füllt sich die Kirche, und Bardill und Bruno kommen unter Applaus noch einmal herein. Bardill hat entschieden, nicht oben auf der Bühne des Chors zu spielen, sondern im Seitenschiff. Er ist doch wieder in einer Kirche gelandet, aber unter den Leuten.

Er hat die Kinder sofort bei sich, er singt «Sunna, Sunna, Sunnastrahl» und «Dis Land, mis Land». Nach fünfzig Minuten merkt er, dass die Kinder nicht mehr mögen. Er lässt sie deshalb tanzen. Dann bauen Bruno und er die Anlage wieder ab.

Später wird Bardill sagen: «Die Auftritte auf der Bühne sind meine Verschnaufpausen vom Missionieren.»

Bühnen können sehr wichtig sein. In den Corona-Jahren waren sie geschlossen. Jetzt hat Linard Bardill die Bühne wieder. Einige Zeit nach dem Konzert in Worb schreibt er dem CEO des Zürcher Kinderspitals eine Mail, in der er andeutet, dass er vielleicht nicht mehr an Demonstrationen gehe, weil er «ein sachliches Gespräch» vorziehe. Er schliesst in «der Hoffnung, dass wir uns einmal sehen und ruhig einen Kaffee trinken, auf dass das Menschliche über das Stabbrechen siege».

Versöhnung könnte, tatsächlich, eine allgemeingültige Mission sein.